



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Groth, Ernst: Zolas letzte Romane

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ganzen damaligen Deutschen Reich (einschließlich Deutsch-Österreichs) und außerhalb sofort der Lehre Luthers zuwandten, während die unruhigen und deshalb den politischen Umwälzungen zugeneigten romanischen Völker stöckkatholisch blieben? Das revolutionsföchtigste aller Völker, die Franzosen, hatten doch Gelegenheit genug, die Lehre Luthers kennen zu lernen, und doch blieben sie erkatholisch. Also scheint doch die protestantische Kirche mehr dem Sinne der Revolution abgeneigten, die katholische mehr dem Wesen der Revolution zugeneigten Völker zu entsprechen!

„Man gebe nur der Kirche die Möglichkeit zur völlig freien Entfaltung ihrer Kräfte, und sie wird vortreffliches leisten,“ rief man in Reize. Offenbar hatte der klerikale Redner hierbei Spanien und Italien im Auge oder das selige Königreich Polen oder Belgien und Österreich. Auch diesen Hinweis lehnen die Klerikalen ab; denn die wenigen Jahre, in denen in Spanien der Geist eines Pombal, in Österreich der Geist eines Josephs II. herrschte, die Entwicklung der Dinge in den letzten Jahrzehnten in Italien hätten genügt, alle Früchte der vielhundertjährigen Wirksamkeit der Kirche in den katholischen Landen zu beseitigen. Nach dieser Lehre müssen doch aber die protestantischen Staaten in einer gar jämmerlichen Lage sein, da in ihnen die katholische Kirche ja gänzlich beseitigt wurde, so ganz Norddeutschland, Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland, England, Nordamerika, die Schweiz und die russischen Ostseeprovinzen! Und doch ist jeder dieser Staaten ein wahres Paradies im Vergleich mit den Staaten, in denen sich die katholische Kirche mehr oder minder frei entfaltet hat! Nun, einen Staat hat es aber doch gegeben, der ganz nach den Grundsätzen der katholischen Kirche regiert wurde, das ist der selige Kirchenstaat: dafür kamen dort im Jahre 1869 auf 100 Laien ein einziger, der schreiben konnte, aber auf 1000 Bewohner 50 Kleriker und 250 Bettler; und als der „sardische Räuber“ diese vortreffliche Regierung stürzte, erhob nicht ein einziger Unterthan seinen Arm zum Schutz des Papa-Re, des „legitimsten aller Throne.“ — Sapienti sat.



Zolas letzte Romane

Von Ernst Groth



er beispiellose Erfolg, den Zolas Romane nicht nur in Frankreich, sondern vor allem auch in Deutschland gefunden haben und immer noch finden, wird künftigen Litterarhistorikern ein schwer erklärbares Rätsel sein. Man wird es kaum begreifen, wie ein Schriftsteller eine so maßlose Verehrung finden konnte, dem der Sinn und auch die Fähigkeit zu einer künstlerischen Gestaltung des Stoffs gänz-

lich fehlen, der arm ist an edler schöpferischer Phantasie und an eignen neuen Gedanken und unfähig zu einer gründlichen Charakteristik und psychologischen Vertiefung, der nirgends instande ist, das innere Leben eines höher stehenden Menschen nachempfindend zu schildern und uns eine tiefere Teilnahme für das Schicksal seiner Personen einzulösen. Sein Hauptgegner in Frankreich, der Litterarhistoriker Brunetière, hat nicht Unrecht, wenn er sagt: *Le grand défaut de M. Zola comme romancier, c'est de fatiguer, de lasser, d'ennuyer.* Es fehlt ihm in der That vor allem an der Eigenschaft, die seine mühselig zusammengetragenen und fleißig ausgearbeiteten Beschreibungen und seine langatmigen, gedankenarmen Schilderungen genießbar machen könnte, der befreiende und ver söhnende Humor.

Die Vorstellung, die Zola vom künstlerischen Schaffen hat, ist sehr bezeichnend. Wie nach seiner materialistischen Weltanschauung zuerst der Stoff da war und sich dann erst daraus die Kraft, der Geist entwickelt hat, so muß sich nach seiner Meinung auch der Schriftsteller zuerst das Material zusammentragen; hat er das, so entwickeln sich daraus die Handlung und die Ideen von selbst. Einer unsrer Romanschriftsteller, sagt Zola, will z. B. einen Roman über die Theaterwelt schreiben. Von dieser allgemeinen Idee geht er aus, ohne eine bestimmte Thatsache oder eine Persönlichkeit vor Augen zu haben. Dann ist es seine erste Sorge, über alles, was er von der zu beschreibenden Welt erfahren kann, Notizen zu sammeln. Er hat diesen oder jenen Schauspieler kennen gelernt und ist bei dieser oder jener Aufführung zugegen gewesen. Das sind schon Dokumente, und zwar die besten, wenn sie allmählich in ihm reif werden. Dann beginnt er den eigentlichen Feldzug; er unterhält sich mit Personen, die am besten über den Stoff Bescheid wissen, er stellt die Schlagwörter zusammen, die Geschichten, die Porträts. Aber das ist noch nicht alles: er geht auch zu den geschriebnen Dokumenten und liest alles, was ihm irgendwie von Nutzen sein könnte. Endlich besucht er die Orte, lebt einige Tage in einem Theater, um die entlegensten Winkel kennen zu lernen, verbringt seine Abende in der Loge einer Schauspielerin und umgibt sich soviel wie möglich mit der ganzen charakteristischen Luft. Sind diese Dokumente erst vollständig da, so macht sich sein Roman ganz von selbst(!). Der Schriftsteller hat die Thatsachen nur logisch zu ordnen. Aus dem gesammelten Stoff entwickelt sich allmählich die ganze Handlung, die Fabel, die notwendig ist, um die einzelnen Kapitel des Romans aufzubauen. Das Interesse liegt nicht mehr in der Seltsamkeit und Fremdartigkeit der Fabel; im Gegenteil, je alltäglicher und allgemeiner sie ist, desto mehr wird sie typisch. „Wirkliche Menschen in einer wirklichen Umgebung in Bewegung setzen, dem Leser ein herausgetrenntes Stück des menschlichen Lebens geben, das ist das Wesen des naturalistischen Romans.“

Die theoretische Anleitung, die Zola hier zu einer Romanfabrikation giebt, ist nicht übel. Danach kann jeder Mensch, der nur den richtigen Sammeleifer und Sinn für logische Gruppierung hat, zu jeder Zeit und in jeder Stimmung

einen Roman fertig machen. Schöpferische Phantasie, eigne Gedanken, Verständnis für den künstlerischen Aufbau der Handlung braucht er nicht. Die Handlung soll nach seiner Meinung nicht, wie man es von einem guten Kunstwerk verlangt, wahrscheinlich sein, sondern wirklich. Die aufgelesenen Thatfachen, die Dokumente, der Notizenkram, das ist also nach ihm das wahre Wesen eines Romans. Man sieht, Zola weiß geschickt aus der Not eine Tugend zu machen, und weil es ihm an den Eigenschaften eines wahren Künstlers gebricht, ganz banale Handwerksregeln als die wesentlichen Erfordernisse des dichterischen Schaffens auszuposaunen. Ses vues sont courtes, sagt Brunetière mit Recht, sa judiciaire est chancelante, il n'a ni le sentiment de la nuance, ni le sentiment de la mesure, et même, lorsqu'il veut affecter l'impartialité, c'est en vain, il a beau faire, il ne saisit jamais qu'un seul aspect des choses.

Wer nicht schon ganz im Banne des modernen Zolafultus steht, der wird dieses von Brunetière schon im Jahre 1881 in der Revue des deux Mondes (vom 1. September) gefällte Urteil auch auf Zolas letzte Romane: *Lourdes*, *Rome*, *Paris* und *Fécondité**) übertragen müssen. Dieselbe ermüdende Anhäufung eines pedantisch zusammengesuchten Notizenkrams, dieselbe Wichtigthuerei mit nebensächlichen, völlig überflüssigen Einzelheiten, dieselben rhetorischen Hyperbeln, symbolischen Spielereien, episch bedeutsam erscheinenden aber in Wahrheit komisch wirkenden Wiederholungen — man ist in der That verblüfft, wie auch diese Romane einen so lauten Beifall in allen Ländern, besonders in Deutschland, finden konnten. Aber Zola ist seit der Dreyfus-affaire eine volkstümliche Persönlichkeit geworden; er gilt in vielen, namentlich in israelitischen Kreisen als ein Held der Wahrheit, ein Apostel der Humanität, ein furchtloser Streiter für Recht und Gerechtigkeit. Wir zweifeln nicht an der Ehrlichkeit seiner Überzeugungen; sein Zorn über die Vergewaltigung des israelitischen Hauptmanns mag völlig gerecht sein, und ein Angriff auf die französischen Machthaber mag aus edeln Motiven hervorgegangen sein, aber man wird doch stutzig, wenn man sich der Thatsache erinnert, daß Zola noch wenig Jahre vorher die schärfsten Anklagen gegen das Judentum in Frankreich geschleudert hat, wenn man z. B. folgende Stelle in seinem Roman *L'Argent* liest: „Er fühlte gegen die Juden den alten Rassenhaß, den man am kräftigsten im Süden Frankreichs vorfindet. Es war ihm, als ob sich sein Fleisch gegen sie empörte, als ob seine Haut bei dem Gedanken an die leiseste Berührung mit ihnen zusammenschauerte, einem Gedanken, der ihn mit Ekel und Enttäuschung erfüllte und ihn über alle Grenzen ruhiger Überlegung fortriß, ohne daß er seiner Herr werden konnte. Er richtete seine laute Anklage gegen diese Rasse, diese verfluchte Rasse, die kein Vaterland und keinen Fürsten habe, die überall als Schmarotzer bei den Völkern lebe, die zwar so thue, als ob sie die Gesetze anerkenne, aber in Wirklichkeit nur ihrem Gott

*) Alle vier in Übersetzung erschienen in der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart.

des Raubes, des Blutes und des Jornes gehorche. Überall erfülle sie die ihr von diesem Gott gegebene Bestimmung, alles rücksichtslos an sich zu reißen, sich bei jedem Volke einzunisten, wie eine Kreuzspinne inmitten ihres Gewebes die Beute einzufangen, allen das Blut auszusaugen und sich von dem Leben andrer zu mästen. Mit innerer Wut prophezeite er die schließliche Unterwerfung aller Völker durch die Juden, sobald sie sich das ganze Vermögen des Erdballs durch Bucher angeeignet hätten, was nicht lange mehr dauern würde, da man ihnen in der täglich wachsenden Ausdehnung ihrer Herrschaft vollkommen freies Spiel lasse.“

Dieses scharfe antisemitische Urteil, das Zola im Jahre 1890 schrieb, ist in Frankreich nicht ohne Wirkung geblieben, und Zola mochte es wohl bei der Dreyfußangelegenheit für richtig gefunden haben, dem auch von ihm entfesselten Strom ebenso energisch entgegenzutreten. Der Erfolg hat denn auch gezeigt, daß Zola in Frankreich allmählich eine Macht geworden ist, mit der die herrschenden Gewalten rechnen müssen. Er versteht es vortrefflich, sich auch in seinen Romanen gewisser Zeit- und Streitfragen zu bemächtigen, die das Leben des Volkes bis in die Tiefe erregen; und wie er in seinem Romanzyklus *Les Rougon-Macquart* die Naturgeschichte einer Familie vom Staatsstreich bis auf Sedan gegeben hat, so sucht er in seinen letzten Romanen nach einem Wege, auf dem das französische Volk zu einer geistigen Wiedergeburt, zu einer sittlichen Gesundung, zu neuer weltobernder Kraftentwicklung gelangen könnte. Hierbei fördert aber Zola in allen vier Romanen soviel phantastisches Zeug zu Tage, unklare Ideen und wunderliche Kombinationen, daß seine naturalistische Methode hier, wo es sich um die Beleuchtung und Lösung sozialer Probleme handelt, völlig Schiffbruch leidet. Der Hauptheld Pierre Froment in *Les Trois Villes* ist im Grunde ein sentimentaler Grübler und Träumer, und auch die übrigen Figuren haben, soweit sie nicht reine Marionetten sind, eine gute Portion Nährseligkeit in ihrem Wesen — es wird in allen vier Romanen viel gejammert, geweint und geschluchzt. Eine große, heroische Natur zu zeichnen, dazu ist Zola gänzlich unfähig. Wollte man ihm aber das vorhalten, so würde er sogleich antworten: Dummheit, solche Naturen giebt es gar nicht. *Le vice et la vertu sont des produits comme le vitriol ou le sucre; un même déterminisme doit régir la pierre des chemins et le cerveau de l'homme; le mécanisme de la passion fonctionne selon les lois fixées par la nature.*

Pierre Froment ist der Sohn eines religionslosen, die Wissenschaft als das wahre Evangelium betrachtenden Chemikers. Für diesen ist der kalte, ruhig wägende Verstand die einzig maßgebende Gewalt. Pierres Mutter ist gerade das Gegenteil davon, sie hat sich den kindlichen Glauben, die naive Frömmigkeit einer gemütvollen Katholikin bewahrt. Sie sieht in der dogmenfeindlichen Beschäftigung ihres Mannes eine schwere Verfündigung gegen Gott, gegen die Mutter Maria und die heilige Kirche, und so findet sie es natürlich, daß er bei einem chemischen Experiment in Stücke zerrissen wird. Den ältesten

Sohn Guillaume kann sie trotz aller Bitten nicht mehr von dem unheilvollen Wege der wissenschaftlichen Forschung ablenken, er wird auch Chemiker und in seinen Ansichten noch kirchenfeindlicher als der Vater; aber ihren Sohn Pierre weiht sie der Kirche und dem Priesterstande. Pierre hat von seiner Mutter das weiche Gemüt und das innige Gefühlsleben geerbt, aber zugleich von seinem Vater ein gut Teil scharfen kritischen Verstand und unruhigen Wahrheitstrieb. An diesem Zwiespalt in seiner Seele krankt er, und sein kindlicher Dogmenglaube bekommt eines Tages einen gewaltigen Stoß, als er die hinterlassenen Schriften seines Vaters studiert. Aber nach langen Kämpfen entschließt er sich, trotz seines Unglaubens die kleine Pfarre an der Kirche zu Neuilly weiter zu verwalten. „Er würde sein Priesteramt als ehrbarer Mann ausüben, ohne eines der Gelübde zu brechen, die er gethan hat, er würde fortfahren, nach den Vorschriften der Kirche seine Pflichten als Diener Gottes auszuüben; er würde predigen, er würde am Altar das Hochamt abhalten, er würde an die Gläubigen das Lebensbrot austheilen. Wer würde denn wagen, es ihm als Verbrechen anzurechnen, daß er den Glauben verloren hätte, selbst wenn dieses große Unrecht eines Tages bekannt würde?

Und was konnte man von ihm denn noch mehr verlangen?

Hatte er nicht sein ganzes Leben seinem Gelübde geweiht, hatte er sein Priestertum nicht hochgehalten, hatte er nicht alle Werke der christlichen Liebe ausgeübt, ohne jede Hoffnung auf eine zukünftige Belohnung? So hatte er sich schließlich beruhigt, stolz und mit hoherhobnem Kopfe, in der trostlosen Größe eines Priesters, der nicht mehr glaubt und doch fortfährt, über den Glauben der andern zu wachen. Er stand gewiß nicht allein; er wußte, daß er Brüder hatte, Priester, die dem Zweifel verfallen waren, die aber dennoch am Altar blieben, wie Soldaten ohne Vaterland, und die trotzdem den Mut hatten, den frommen Betrug auf die knieende Menge herabstrahlen zu lassen.“

In diese Glaubenskämpfe Pierres spielt die Jugendliebe zu Marie von Guersaint hinein, einem Nachbarinde, der Tochter eines überspannten Architekten, der sich mit dem Problem des lenkbaren Luftballons abquält. Marie ist eines Tages vom Pferde gestürzt und hat sich so verletzt, daß sie nach den Aussagen der Ärzte zeitlebens gelähmt sein wird. Pierre bleibt ihr treuer Freund, und als sie den Wunsch ausspricht, man möge sie nach Lourdes an die Wundergrotte bringen, wo schon so viele Kranke geheilt seien, da überwindet er seine Abneigung gegen den offensbaren Schwindel, der nach seiner Überzeugung dort getrieben wird, und er entschließt sich, die Kranke zu begleiten, mit der stillen Hoffnung, dort seine Studien über das Wundermädchen Bernadette, die die heilige Quelle in Lourdes entdeckt hat, zu beenden und durch diese frommen Studien und durch den Anblick der Wunder vielleicht wieder zu dem kindlichen Glauben eines wahren Katholiken zu gelangen. Er hält eine Heilung Mariens für unmöglich; zwei Ärzte haben das gesagt, aber ein dritter, de Beauchclair, den die beiden andern für einen Charlatan erklären, meint, man solle sie nur

nach Lourdes bringen, ihre Krankheit würde wie die so vieler Frauen und Mädchen dort durch Autosuggestion geheilt werden. Ihre ganze Aufmerksamkeit sei jetzt noch auf die verletzte Stelle gerichtet, unbeweglich läge sie in ihren zunehmenden Schmerzen da, ohne die Fähigkeit zu haben, neue Vorstellungen zu bekommen, aber diese Fähigkeit könnte wieder kommen durch die plötzliche Einwirkung einer heftigen Gemütsregung.

Der Sonderzug mit den vielen Hunderten von Kranken, ein rollendes Hospital, worin auch Pierre, Marie und ihr Vater sitzen, fährt am festgesetzten Tage von Paris nach Lourdes ab, und damit beginnt Zola den ersten Tag, wie er hier in seinem Roman Lourdes das erste Kapitel nennt. Wie ein Schauspiel fünf Akte hat, so zerfällt diese ganze Pilgerfahrt der unglücklichen Kranken in fünf Tage, und man muß sagen, daß Zola es vortrefflich versteht, einem das Elend dieses ganzen rollenden Hospitals, die Hoffnungen, Leiden, Verzückungen und Enttäuschungen der Unglücklichen mit seiner bekannten Methode der Wiederholung gründlich einzuprägen. Er wird nicht müde, dem Leser immer wieder die widervärtigen Krankheiten mit der Genauigkeit eines vereidigten Statistikers vorzuführen: „Da gab es von Ekzema zerfressene Köpfe, von den Röteln bekränzte Stirnen; Nasen und Lippen, aus denen die Elefantiasis unförmliche Rüssel gebildet hatte. Eine alte Frau litt am Aussatz, eine andre war mit Flechten bedeckt, wie ein Baum, der im Schatten verfault. Dann kamen Wasserfüchtige vorüber, aufgebläht wie Schläuche, mit Riesenhäuchen unter der Kleidung. Hände, von Rheumatismus gekrümmt, hingen über die Tragbahren hinab, und Füße, vom Ödem bis zur Unkenntlichkeit aufgetrieben, sodaß sie mit Lumpen ausgestopften Säcken glichen. In einem kleinen Wagen sitzend suchte eine Wasserköpfige ihren übermäßig großen, allzu schweren Schädel, der immer nach rückwärts fiel, aufrecht zu halten. . . . Ein Mädchen, kaum zwanzig Jahre alt, mit einem plattgedrückten Krötenkopf, hatte einen so enormen Kropf, daß dieser wie der Brustlapp einer Schürze bis zur Taille hinabreichte.“ Und so geht es seitenlang weiter mit der Aufzählung der scheußlichsten, ekelhaftesten Krankheiten, und diese Beschreibungen wiederholen sich wie ein schauerhaftes Leitmotiv durch den ganzen Roman, ob Zola uns den Sonderzug mit seinen Insassen vorführt oder das Leben und Treiben auf dem Bahnhof in Lourdes, ob er die Professionen in dem heiligen Orte schildert oder die sinnbethörenden Vorgänge an der Wundergrotte. Wer einmal die notwendig gewordene und dankenswerte Arbeit übernahm, das berühmte Buch von Rosenkranz „Ästhetik des Häßlichen“ zu ergänzen, der würde in Zolas Lourdes eine unerschöpfliche Quelle von Beispielen finden, mit denen er die Ansichten des Philosophen erläutern und begründen könnte.

Pierre Froment findet in Lourdes seinen Glauben nicht wieder; ihm werden im Gegenteil dort noch die letzten Illusionen genommen, wie er sieht, welches schwungvolle einträgliche Geschäft die Patres der Grotte mit der Leichtgläubigkeit, der Dummheit und dem Unglück der Kranken treiben, wie aus dem alten, einfachen, von naivem Wunderglauben erfüllten Lourdes der guten Bernadette das neue Lourdes geworden ist mit seinem ganzen geschäfts-

mäßigen Jahrmaktsstrubel, mit seinen herumlungern den, faulenzenden Männern und Weibern und seinen koketten, sittlich verderbten Mädchen. Die Hotels in Lourdes sind bis ans Dach vollgefüllt, aber nicht nur mit Kranken, sondern auch mit sehr weltlich gesinnten Pfarrern und jungen Ehefrauen, die unter dem Deckmantel der frommen Pilgerfahrt unbeobachtet und ungestraft ihren besondern Neigungen nachgehen und auch in manchen Zügen an die Pilgerfahrer erinnern, die der humorvolle Chaucer in seinen *Canterbury Tales* schildert. Der gute keuschgesinnte Pierre ist über alle diese unheiligen Dinge aufs tiefste betrübt und erbittert, und so findet sich auch sein Glaube nicht wieder, als seine Jugendfreundin Marie von Guerjaint in Lourdes wirklich ihre Lähmung verliert und geheilt nach Paris zurückkehrt. Denn ihre Heilung hat sich in der That genau so vollzogen, wie es ihm der junge Arzt Beauclair gesagt hatte: Nur der plötzliche, feste Wille, sich von ihrer falschen Krankheitsvorstellung loszumachen, der Wille, aufzustehn, frei zu atmen und nicht mehr zu leiden, konnte sie, wie unter dem Peitschenhieb einer großen Aufregung, heilen, verändern und wieder auf die Füße bringen.

Der Wunderglaube scheidet nun vollständig aus Pierres religiösem Leben. Er kehrt noch ärmer und unglücklicher nach Paris zurück, fortwährend mit dem quälenden Gedanken beschäftigt, wie der beklagenswerten Menschheit das wahre Glück auf Erden bereitet werden könnte. Er haßt die brutale That, die durch einen Umsturz der Gesellschaft zu einem solchen Zustand des allgemeinen Glücks führen könnte, er, der Vertreter der christlichen Sanftmut, ist deshalb auch ein Gegner aller extremen Sozialisten und Anarchisten. Immer wieder geht der Gedanke durch sein Gehirn: Eine neue Religion muß geschaffen werden, eine neue Religion ist der Menschheit notwendig, ohne sie giebt es kein wahres Glück auf Erden. „Dieses Wort: Eine neue Religion! brach in ihm los, es tönte in ihm wieder und wieder als der Schrei der Völker selbst, als das gierige verzweifelte Verlangen der modernen Seele. Der Trost, die Hoffnung, die die katholische Kirche der Welt gebracht hatte, schienen nach achtzehn Jahrhunderten der Geschichte nach so viel Thränen, so viel Blut, so viel barbarischen Aufregungen erschöpft zu sein. . . . Das Volk hat die Kirchen auf immer verlassen; es legt nicht mehr seine Seele in die Rosenkränze, und nichts kann ihm mehr den verlorenen Glauben wiedergeben. . . . Welche Art der Illusion, welche göttliche Lüge könnte noch in der heutigen, nach jeder Richtung hin verwüsteten und von einem Jahrhundert der Wissenschaft umgegrabnen Erde keimen?“

Pierre Froment hat noch nicht den Mut, aus der Kirche auszutreten, er bleibt, wie so viele andre, der Priester ohne Glauben, der über den Glauben der andern wacht, der keusch und ehrenhaft seinen Beruf erfüllt in der stolzen Traurigkeit, daß er nicht auf seine Vernunft hatte verzichten können, wie er auf sein Fleisch verzichtet hatte.

In dem zweiten Roman *Rome* finden wir unsern Helden in Rom auf der Terrasse des Janikulus, von der man auf Trastevere hinabschaut, in der Mitte von Touristen, dünnen Engländern und „breitschultrigen Deutschen, die in traditioneller Bewundrung gaffen und den Reiseführer in der Hand halten,

den sie beständig zu Räte ziehen, um die Momente zu erkennen.“ Hier auf der Terrasse, wo das morgenfrische, heitre, wunderbare Rom in der Beleuchtung der Septembersonne vor ihm liegt, durchlebt Pierre noch einmal die drei letzten Jahre seiner Glaubenskämpfe. Er hat versucht, durch Wohltätigkeit und Nächstenliebe die Leere in seinem Herzen auszufüllen, die durch den Verlust seines Glaubens darin entstanden war; aber er hat zu seinem Schmerz gesehen, daß mit der christlichen Nächstenliebe des Einzelnen all das Elend der Armen und Enterbten nicht im geringsten beseitigt werden könnte, und oft ist ihm der Gedanke gekommen, daß die Anarchisten recht hätten, und daß der Jammer auf der Erde nur durch gewaltige Revolutionen, durch Schwert und Feuer weggeschafft werden könnte. Aber der Verkehr mit dem guten und frommen Abbé Rose hat wieder neue Hoffnung in sein Herz gebracht und den Gedanken an die Gründung einer neuen Religion wieder wach gerufen. Die katholische Kirche müsse die unaufhaltsame moderne, demokratische Bewegung in die Hand nehmen, um die drohende soziale Katastrophe von den Nationen abzuhalten. Alle Mysterien, alle Dogmen wären eigentlich nur Symbole, kirchliche Gebräuche, die für die Kindheit der Menschheit unerläßlich seien, die man aber aufgeben müsse, wenn die Menschheit erwachsen und gebildet sei. Von diesen Ideen angefüllt, hat Pierre ein Buch geschrieben: „Das neue Rom,“ worin er eine Wiedergeburt, eine demokratische Umwandlung der Kirche verlangt. Aber die Indexkongregation hat dieses Werk des jungen Priesters mit dem Interdikt belegt, und nun ist Pierre nach Rom geeilt, um seine Überzeugung vor dem heiligen Vater zu verteidigen.

So steht er denn auf der Terrasse und schaut hinunter auf das alte Rom, und diese Gelegenheit benutzt Zola, dem Leser eine lang ausgezogene Beschreibung der Stadt vorzuführen. Pierre denkt auch an das neue Rom, an sein Buch, und dabei erzählt uns Zola den Inhalt dieses Buchs ebenso ausführlich und vollgespielt mit kirchengeschichtlichen Einzelheiten. Die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft der römischen Kirche werden im Fluge durchleitet. Der „katholische Sozialismus“ sei die neue Religion. „Der Sozialismus ist die Zukunft, das neue Regierungswerkzeug. Alles arbeitet mit Sozialismus: die auf ihren Thronen schwankenden Könige, die bürgerlichen Oberhäupter unruhiger Republiken, die ehrgeizigen Parteiführer, die von Macht träumen. Alle sind darin einig, daß der kapitalistische Staat die Rückkehr zur heidnischen Welt, zum Sklavenhandel ist; alle sprechen davon, daß man das abscheuliche eiserne Gesetz brechen müsse, das die Arbeit zu einer den Gesetzen von Angebot und Nachfrage unterworfenen Ware macht, das den Lohn genau nach dem berechnet, was der Arbeiter unumgänglich nötig hat, wenn er nicht Hungers sterben will. Allein das Übel wächst, die Arbeiter werden von Not und Verzweiflung gequält, während über ihre Köpfe hinweg die Diskussionen fortgesetzt werden, die Systeme sich kreuzen, der gute Wille sich im Versuch der trügerischen Heilmittel erschöpft. Das ist das Herumtrippeln auf einer Stelle, das ist die närrische Bestürzung, die den nahen großen Katastrophen voranzugehen pflegt. Und zugleich mit den andern Bestrebungen tritt der katholische

Sozialismus ebenso feurig wie der revolutionäre Sozialismus auf den Plan und trachtet zu siegen.“

Durch die Vermittlung seines Gönners, des Herrn de la Choue, wird Pierre in dem alten Palazzo des Kardinals Boccanera aufgenommen. Auch hier rollt Zola die ganze ziemlich langweilige Geschichte der Boccaneras auf, ohne daß man recht weiß, in welchem Zusammenhang alle diese „Dokumente“ zu den Seelenkämpfen und den weltbeglückenden Ideen unsers Helden stehn. Wer Levin Schückings Roman „Luther in Rom“ kennt, der wird manche Ähnlichkeiten mit Zolas Roman herausfinden, auch in dem unkünstlerischen Aufbau der Geschichte, in dem Hin- und Herschieben der Handlung, in der Überladung des Inhalts mit allen möglichen mühsam zusammengetragenen kunst- und kirchengeschichtlichen Studien, einer Überladung, zu der ein Schriftsteller bei der Schilderung Roms leicht kommen kann. Aber Schücking hat denn doch ein feineres Urteil als Zola, und so sind seine kulturgeschichtlichen Ornamente immer noch erträglicher als Zolas oft wunderliche, zum Teil den Führern durch Rom entlehnte Gemeinplätze. Dazu gehören seine Urteile über Rafael und über Michelangelo. Zola fällt hierbei oft aus der Rolle. Er schiebt seinem bescheiden, zurückhaltenden, alle Sinnenlust fliehenden Pierre Gedanken unter und legt ihm Aussprüche in den Mund, die im Gegensatz zu seinem ganzen Wesen stehn. Pierre ist von den Malereien Michelangelos in der Sixtinischen Kapelle aufs höchste ergriffen: „Und diese mächtige, anbetungswürdige Eva, diese Eva mit den kräftigen Hüften, die imstande sind, die künftige Menschheit zu tragen! Sie hat die stolze, zärtliche Anmut des Weibes, das bis zur Verdammnis geliebt sein möchte; sie ist das ganze Weib in seiner Verführung, seiner Fruchtbarkeit, seiner Herrschaft. Sogar die in den vier Ecken der Fresken auf Pilastern sitzenden dekorativen Figuren feiern den Triumph des Fleisches.“

Diese Stelle ist für die folgenden Romane Zolas von großer Wichtigkeit. Das Weib mit den breiten, starken Hüften, in deren Schoß ganze Generationen auf ihre Erweckung zum Leben warten, ist eine Lieblingsvorstellung Zolas. In dieser Eva von Michelangelo sieht er, wie sein Roman *Fécondité* zeigt, die Rettung des Menschengeschlechts. Auch in der Kunst dreht sich bei Zola alles um das sexuelle Rätsel. So läßt er Pierres Begleiter, einen jungen Gesandtschaftsattaché, der ein Gegner von Michelangelo ist, ausrufen: „Ach Botticelli, Botticelli! Die Frauen Botticellis mit ihrem langen, sinnlichen und reinen Gesicht, mit ihrem unter der dünnen Gewandung etwas stark hervortretenden Bauche, mit ihrer hochaufgerichteten, geschmeidigen und schwebenden Haltung, wobei sich ihr ganzer Körper hingiebt! . . . Ach die Münder Botticellis, diese sinnlichen, gleich Früchten geschlossenen, ironischen oder schmerzlichen Münder! Sie sind so rätselhaft in ihren geschwungenen Linien, und man kann nicht sagen, ob sie Keines oder Abscheuliches verschweigen! Die Augen Botticellis, diese schmeichelnden, leidenschaftlichen, mystisch oder wollüstig vergehenden Augen!“ Und in dieser Tonart geht es weiter.

Durch den Wust von topographischen, kunsthistorischen und kirchengeschicht-

lichen Einzelheiten zieht sich der dünne Faden der Haupthandlung, Pierres Versuch, den Inhalt seines Buchs „Das neue Rom“ vor dem heiligen Vater zu rechtfertigen. Er merkt bald, daß der Versuch, die römische Kirche zu ändern und sie den Ansprüchen der modernen Welt anzupassen, eine große Illusion ist. Schon der Kardinal Boccanera giebt ihm den Rat, das Buch zurückzuziehen, noch ehe die Indexkongregation ihn dazu zwingt. Ein Priester habe keine andre Pflicht als Demut und Gehorsam, als die vollständige Erniedrigung seines Ichs vor dem höchsten Willen der Kirche. Alles Schreiben sei vom Teufel, denn in der Äußerung der eignen Meinung liege schon eine Empörung. Die Wahrheit liege in dem römisch-apostolischen Katholizismus, so wie ihn die lange Reihe von Geschlechtern geschaffen hätte. „Welcher Wahnsinn, ihn verändern zu wollen, wo so viele große Geister, so viele fromme Seelen daraus das wunderbarste aller Monumente, das einzige Werkzeug der Ordnung in dieser Welt und der Rettung in jener gemacht haben!“

Aber Pierre ist durch den Anblick des Elends, das unter dem Volk in Rom sogar vor den Augen des heiligen Vaters seine Verheerungen anrichtet, entschlossen, sein Buch nicht zurückzuziehen. Er will sich unter allen Umständen verteidigen. Er wird zu Monsignore Nani und von diesem zum Kardinal Sarno geschickt; dieser thut, als wüßte er von der Sache nichts, und weist ihn zum Prälaten Fornaro. Hier endlich kann Pierre seine Ideen vortragen: Der Katholizismus solle zur Urkirche zurückkehren, aus dem brüderlichen Christentum Jesu ein erneutes Blut schöpfen; der Papst solle von aller irdischen Hoheit befreit sein, durch Barmherzigkeit und Liebe über die gesamte Menschheit herrschen, die Welt vor der furchtbaren sozialen Krise, die sie bedroht, retten, um sie zum Reich Gottes, zur christlichen Gemeinde aller, zu einem einzigen Volk der vereinten Völker zu führen. Der Prälat lächelt über den seltsamen Schwärmer und schickt ihn zum Pater Dangelis, dem Sekretär der Indexkongregation, und dieser weist ihn wieder an den Monsignore Nani, der den größten Einfluß habe. So versteckt sich einer hinter dem andern, und alle verkriechen sich hinter den abstrakten Begriff Indexkongregation. Pierre giebt den Kampf nicht auf, obgleich ihm gesagt wird, daß er es in Rom überall mit geheimen Jesuiten zu thun habe und mit jesuitischen Grundsätzen. Er rennt zu allen einflußreichen Kardinälen, zum Großpönitentiaris, zum Kardinalvikar und zum Kardinalsekretär; aber einer schickt ihn zum andern, keiner bindet sich mit einem Worte oder giebt irgendwelche Erklärung ab. Pierre ahnt, daß sein Buch, das aus den edelsten Motiven hervorgegangen ist, unter allen Umständen verdammt werden wird.

Endlich scheint sich das Blatt zu wenden. Monsignore Nani teilt ihm mit, daß der heilige Vater Pierres Buch gelesen und auch den Wunsch geäußert habe, den Verfasser kennen zu lernen. Und damit kommen wir zu dem Höhepunkt des Romans, zu der Audienz, die Pierre beim Papste hat. Diese Audienz ist so satirisch geschildert, daß man sich nicht über die Gile wundern kann, mit der Zolas Roman auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt wurde. Pierre findet den Papst im Lehnstuhl sitzen. „Die Coutane, die der

heilige Vater trug, war von Schnupftabak, von braunem Schmutz, der längs der Knöpfe herabgefloßen war, stark besleckt. Und gut bürgerlich hielt der heilige Vater ein Schnupftuch auf dem Schoß, um sich abzuwischen. Übrigens schien er wohl und von seinem gestrigen Unwohlsein hergestellt zu sein; er erholte sich gewöhnlich sehr leicht, denn er war ein sehr mäßiger und ein sehr weiser Greis, der keinerlei organische Krankheit hatte und einfach aus natürlicher Erschöpfung täglich ein bißchen dahinschwand, wie eine Fackel, die immer leuchten muß, zuletzt eines Abends erlischt.“

Der Papst hat das Buch des jungen Priesters gelesen, er ist über die Fragen und Vorschläge genau unterrichtet, aber er findet darin Angriffe gegen das Dogma und sogar revolutionäre Theorien. Er weist den mit rührender Leidenschaftlichkeit für seine weltbeglückenden Ideen eintretenden Priester ernst und entschieden in seine Schranken. „Wenn der Sozialismus, ruft der heilige Vater, weiter nichts ist als der Wunsch nach Gerechtigkeit, als die beständige Absicht, den Schwachen und Elenden zu Hilfe zu kommen, so arbeitet niemand mit größerer Energie daran als wir. Ist denn die Kirche nicht immer die Mutter der Betrübten, die Helferin und Wohltäterin der Armen gewesen? Wir sind für jeden vernünftigen Fortschritt, wir geben alle neuen sozialen Formen zu, die zum Frieden, zur Brüderlichkeit verhelfen werden. Aber den Sozialismus, der damit anfängt, Gott zu verjagen, um das Glück der Menschen zu sichern, können wir nicht anders als verbannen.“ Der heilige Vater häuft Vorwurf über Vorwurf auf den jungen Priester und nennt sein Buch sündhaft, gefährlich, verdammungswürdig.

Pierre ist durch diese Zurückweisung des heiligen Vaters nicht niedergeschmettert; er sieht nun ein, daß die Kirche nicht mehr die Kraft habe, die großen Aufgaben der Gegenwart und der Zukunft zu lösen, daß sie das Glück der Menschheit nicht mehr schaffen könne, daß sie mit ihren morschen Pfeilern zusammenbrechen müsse unter dem Ansturm der wachsenden Wissenschaften und der gebildeten Völker. Pierre erkennt, daß er in Rom nichts mehr zu suchen habe, daß es ganz nutzlos sei, von einem neuen Rom zu träumen, daß sein Buch zwecklos und überflüssig sei. Und so unterwirft er sich: *Auctor laudabiliter se subiecit et opus reprobavit*. Pierre ist mit seinem Glauben an die Macht der Religion fertig, für ihn giebt es jetzt nur noch eine Retterin der Menschheit, das ist die Wissenschaft. Die Wissenschaft fegt, nach seiner Meinung, nicht nur den Katholizismus wie Ruinenstaub hinweg, sondern alle religiösen Begriffe, und alle Hypothesen vom Göttlichen schwanken und brechen durch sie zusammen. „Ein mit Wissenschaft genährtes Volk, das weder an Mysterien und Dogmen, noch an die Entschädigung durch Strafe und Belohnung im Jenseits glaubt, ist ein Volk, dessen Glaube für immer tot ist; und ohne Glauben kann der Katholizismus nicht bestehn.“ In Bourdes hatte Pierre seinen naiven Kinderglauben gesucht und ihn nicht gefunden, in Rom hat er auf eine Wiedergeburt der katholischen Kirche, auf eine Religion der Demokratie gehofft, aber er hat dort nichts gefunden als Trümmer, als den verfaulten Stamm eines Baumes, der keines Frühlings mehr fähig sei.

So kehrt er nach Frankreich zurück und übernimmt wieder seine kleine Pfarre in Neuilly als ein Priester ohne Glauben, der den Glauben der andern mit dem Brote der Illusion nährt. Damit beginnt Zolas nächster Roman Paris.

(Schluß folgt)



Philisterseelen

Für einigen Jahren hatte das Wort „Weltpolitik“ für den friedlichen zeitungslesenden Deutschen noch etwas Befremdendes, ja Erschreckendes. Jetzt stehn wir mitten drin in der Weltpolitik; die Frage, ob Deutschland sie treiben solle und könne oder nicht, ist entschieden durch die Thatfachen selbst, und aus der Möglichkeit ist ein harter Zwang geworden. Denn auch der freisinnigste Philister kann nicht umhin, zuzugestehn, daß Deutschland für die Ermordung des kaiserlichen Gesandten in Peking volle Sühne unnachsichtlich fordern und durchsetzen muß. Und mit einer Wucht, einer Energie und Umsicht, die in jedem deutschen Herzen nur die lebhafteste Freude und Genugthuung erwecken kann, hat der Kaiser den Eintritt Deutschlands in den ostasiatischen Krieg in die Wege geleitet. Am 19. Juni, unmittelbar nachdem die Post von Taku eingetroffen war, erging sein Mobilisierungsbefehl an die beiden Seebataillone in Kiel und Wilhelmshaven, der erste derart seit dem 16. Juli 1870, der erste Mobilisierungsbefehl überhaupt, den ein deutscher Kaiser erlassen hat; am 3. Juli wurde auch die zweite Division des ersten Panzergeschwaders für China mobilisiert, dann das ostasiatische Expeditionskorps aus Freiwilligen des Landheeres gebildet, das seit dem 27. Juli auf deutschen Dampfern Bremerhaven verließ und jetzt durch eine dritte Brigade verstärkt wird. Am 8. August wurde Graf Waldersee auf den Vorschlag des Zaren vom Kaiser zum Höchstkommmandierenden in China ernannt, eine glänzende Anerkennung ebensowohl für die Persönlichkeit des Feldmarschalls wie für die Leistungsfähigkeit des deutschen Heerwesens und für die Lauterkeit der deutschen Politik; in der Morgenfrühe des 23. August trat er mit seinem Stabe die Reise von Neapel an. Das alles vollzog sich so glatt und geräuschlos, als ob Deutschland schon seit Jahrzehnten gewöhnt sei, ganze Divisionen über See um die halbe Erde herum zu schicken, und doch ist es das erstemal in der Geschichte, daß es ein solches Unternehmen begonnen hat.

Die Wärme, mit der Graf Waldersee auf seiner ganzen Fahrt durch das Reich begrüßt wurde, noch mehr die freudige Bereitwilligkeit, mit der sich Zehntausende junger Männer in allen Teilen des Reichs als Freiwillige für China meldeten, nicht Leute aus dem Abhub der Gesellschaft, wie sie die eng-